Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Die Brokat-Stadt [Fortsetzung]
Autor: Hardung, Victor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572524

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Brokat-Stadt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Victor Hardung.

VIII.

Die Leiche Genasts war, sobald man sie in der Tracht des alten verkommenen Schauspielers, grau geschminkt und mißfarben gepudert, in den Sarg gelegt hatte, in die Totenkammer des Friedhofes gebracht worden. Möllenhof und Ulrich hatten ihr dorthin Geleite gegeben und die Vandervelde sich zu dem Kutscher auf den Bock gesetzt. Aus den Kneipen taumelten die Trunkenen, als sie so durch die Nacht zogen, und die Vandervelde, die gar manche der Bürger kannte, die sich nach dem langen Tage voll Arbeit einer so ausdauernden Muße beflissen hatten, rief, nach der Gewohnheit ihres Berufes, sie Tag für Tag um etwas anzugehen, den einen und andern beim Namen: „Kommt mit!" So dachte sie, dem armen Schauspieler eine Gefolgschaft auszuwirken. In dem schwarzen Kopftuche indes, das sie gegen die Kühle der Nacht fest zugezogen hielt, war sie nicht zu kennen; ihre Stimme klang hinter der Hülle hervor wie aus einer Gruft, und so war der traurige Zug für etliche Nachtschwärmer eine greuliche Vision, von der aller Weindunst wie von einem eisigen Winde aus dem Gehirn gerissen ward.

Spät nach Mitternacht war Möllenhof nach Hause gekommen und hatte dort einen Brief von Genast gefunden. Und da er jenen Toten nicht aus den Augen bringen konnte, über dem er gewacht und den er mit in den Sarg gehoben hatte, war ihm, dieser habe sich, noch einmal von ungestilltem Verlangen gedrängt, aufgerichtet und mit der kalten Hand seine Bitte gekündet. Er habe immer Heimweh gehabt und deshalb habe er sich etliches erspart, daß er sich einmal ein eigenes Grab kaufen könne, so recht von Herzen seßhaft zu sein. Aber er habe schauen müssen, daß man in diesen verruchten Städten auch Friedhöfe verschütte und Häuser darauf errichte. Der Gedanke aber, eine Mietskaserne und einen Keller mit Ratten über sich zu hegen, habe ihn nichtswürdig geplagt. Da hab' er in dieser Stadt die Einrichtung gefunden, Leichen durch Feuer zu Asche werden zu lassen. Und was dann bleibe, das nehme wenig Platz ein, werde sauber bewahrt, und man sei so aus dieser Welt, ohne befürchten zu müssen, einmal als grinsender Schädel über sich selber zu spotten. „Ich hätte," so schloß der Brief, „gern noch ein weniges gelebt; aber es ging nicht mehr. Denn der Mensch muß verbergen, und wer einen um sein Geheimnis bringt, der mordet. Mizzemeier hat nicht schweigen können, und Sie haben mich als alten Herrn angesprochen, was ich doch nicht sein darf. Das Geld, das Sie hier finden, ist dafür, daß ich zur Ruhe komme. Und was übrig bleibt, das geben Sie nach und nach an arme Kinder, wenn sich solche für ein Almosen bisweilen auf der Bühne verwenden lassen. Geben Sie es denen, damit sie nicht mittun!"

Neben Möllenhof tickte eine alte, dicke Spindeluhr vom Großvater her. Nach ihr hatte der Bauer das Tagwerk geregelt, das Gesinde im Sommer um drei Uhr ins Feld getrieben und im Winter um fünf Uhr ans Dreschen. Der Alte hatte viel gelesen und war gestorben, sein Blatt in der Hand. Und alles, was in der Welt draußen brodelte und gärte, das war für ihn wie ein ferner Brand, von dem er die Röte am Himmelssaume schaute, um seine Geborgenheit hinter den Wallhecken um so wohliger zu empfinden. Seinen Enkel lehrte er jeden Baum und Strauch des Hofes in seiner Eigenart kennen. Was ihn da alles umgebe, das gehöre zu seinem Wesen; ein Besitz sei es, stärker und treuer denn alles, was er je abseits von dieser Heimat erringen könne.

In das Korn war er wohl mit ihm gegangen, wann es in seiner Reife hoch über ihnen stand, Wachteln und Feldhühner den schmalen Pfad querten und der Wind eine sanfte Flut auftrieb, die vor ihnen verebbte. Dann hatte er Kamille und Schafgarbe für Mensch und Vieh gesammelt, ein Büschel der schönsten und schwersten Aehren gepflückt und die Körner ausgehülst. Und abends bei wachsendem Monde waren sie mit dieser ersten Brotfrucht des Jahres schweigend über den Wall gewandelt, und der Alte hatte da und dort etliche Körner fallen lassen und gemurmelt:

Erstes vom Felde,
Wolle der Weide,
Honig der Heide —
Segen und Sälde!

Von solch heimlichem Umgange, so lehrte er dann den Enkel, möge er nie lassen, sondern den Unsichtbaren opfern, damit sie Dank aus dem Boden empfangen, womit sie die Sippe betraut.

Boden der Heimat! Der Duft der geliebten Felder war um den Einsamen. Er spürte diese Erde, in Jahrtausenden vom Meere geschichtet, fett und schwer in alle Tiefe, worauf die Halme gleich zarten Masten still im wuchernden Klee stehen und in den Wipfeln leise schwanken. Und über ihm waren die roten Mohne, die wie purpurne Boote auf einer goldenen Flut glitten, blaue Cyanen, die mit ihrem leisen Dufte und ihrer stillen und doch starken Farbe an eine durch Kämpfe erworbene reife Treue erinnerten.

Wenn der stolze Alte ihn so als Zigeuner sähe, arm, einsam, unbekannt, unter den Füßen nicht mehr diese nährende Scholle, sondern den hohlen Bretterboden einer Scheinwelt! Die Uhr tickte, und Möllenhof empfand sie als ein lebendes Wesen, das mit der Stimme eines längst Verstorbenen von vergangenen Tagen sprach. Die Dorfkirche stand vor ihm, der Friedhof mit der zerfallenen Mauer, wo der Steinbrech blühte und die Gräber unter einer hohen, von Rosen durchleuchteten Grasflut verschwanden. Und in der Heimatlosigkeit seines Herzens breitete er die Arme wider die Nacht aus, als könn' er die Lande seiner Jugend umfassen.

* * *

Genasts Asche war in einer Urne geborgen, und die stand gleichberechtigt unter den andern. Der plötzliche Tod des Schauspielers hatte im Publikum eine Ahnung aufkommen lassen, als ob Rosner keinen lächerlichen Verstoß begangen, da er gemeldet, Genast habe sich aufgehängt. Auch mochten die Feuerwehrleute nicht geschwiegen haben, und auf dem Direktor, der fühlte, man merke die Wahrheit, lasteten Angst und Besorgnis. So wagte er nicht, den ihm angetanen Schimpf in diesen Tagen zu rächen. Er ging mit bekümmertem Gesichte einher, als zweifle er an aller Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, saß in Zylinder und Pelzrock auf seinem Büreau, fütterte dort zu dem Geschrei des Raben, daß es keinen Vorschuß gebe, seine geheime Wut und bot jenen Schauspielern, die sich bald wieder bestrebten, einer dem andern durch übertriebene Liebenswürdigkeit den Rang bei ihm abzulaufen, eine so kalt traurige Miene, daß gar sie unsicher wurden, ob's nicht nur Komödie sei. Möllenhof hatte, dem trostlosen Gesichte des Direktors ungeachtet, erklärt, er für seine Person lasse am Tage der Bestattung nicht spielen — es sei denn, man begnüge sich mit der Wiederholung des Nachtstückes und der Direktor übernehme darin die Rolle des Verstorbenen, um sie ebenso tapfer durchzuführen. Das unterblieb. Die Schauspieler waren für den Abend frei, und so konnten die Jugendfreunde einige Stunden zusammen in Ulrichs Wohnung verbringen.

Vom Fenster aus sah man über das Tal weg den Hügelzug, wie er sich zu der vom Seedunst erfüllten Ferne neigte, und hinter ihm weiße Zacken und Kämme des Gebirges, von roten Wolken umbrandet. Ueber der Trübsal empfanden sie das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und Möllenhof überbordete von Bitterkeit. „Ist es nicht trostlos," zürnte er, „wie sich die Bühne, zumal bei der unleugbaren wahrhaft künstlerischen Betätigung auf so manchem andern Gebiete, so verkommen darstellt? Im besten Falle gibt sie Surrogate, wo Nebendinge zu Bedeutsamkeiten heraufgeschraubt werden. Man liebt es, von dem Einflusse der Bühne auf die Kultur zu rednern — allerdings ist er da, aber ein unheilvoller! Sie schmeichelt der Unbildung, der Gewöhnlichkeit, fürchtet die Wahrheit der Größe, ist aller Würde bar, predigt feige Kompromisse statt starker Vernichtung, liebt so die schielenden, tünchenden, lügenden Autoren. Die wieder werden dann von Ahnungslosen als die Künder wahren Lebens angestaunt. Und die Presse, die dazu erzogen ist und erzieht, allem, was oft genannt wird, Wert beizulegen, treibt die Masse, von Dingen weg, die geistige Teilnahme fordern, so Angelegenheiten zu, die nicht die darauf verschwendete Druckerschwärze wert sind. Das Theater ist ein Geschäft geworden, das Reklame braucht wie ein Warenhaus. Haben wir nicht erlebt, daß ein Literat, der um seiner Kritik willen an eine Bühne von Namen berufen ward, als deren Leiter eilends diese Notwendigkeit erkannte und einen Autor, den er vorher vergebens totzuschlagen getrachtet hatte, des Gelderfolges seines Schmarrens wegen öffentlich preisen ließ? Unternehmern ist meist das Theater ausgeliefert, die verdienen wollen und müssen und, getreu diesem Grundsatze, wie überall zunächst an ihren Arbeitern zu sparen suchen! Ohne jeden wirklichen Zusammenschluß stehen ihnen die Schauspieler gegenüber, die wie die Dämonen

einer dem andern nicht das Blut in den Adern gönnen. So sind sie ohnmächtig dank ihrer eigenen Tücke, und daß sie selber darunter elend sein müssen, das wollen sie nicht wissen. Das Publikum sieht uns geschmückt und geschniegelt, werktätiger Gemeinsinn bewegt die Gemeinden, ihr Theater zu subventionieren — niemand indes denkt daran, eine Bürgschaft des Wissens und Könnens von dem Leiter zu verlangen. Abgedankte Schauspieler, heisere Opernsänger, krüppelnde Kapellmeister müssen die Bühne kennen — wählen wir unter diesen Kandidaten! Und das Theater ist darnach. Die Gemeinden wollen nach ihrer Meinung auch zur Leitung beitragen und bestellen etwa einen Verwaltungsrat. Der aber ist meist auch Publikum, unsicher oder, was noch gefährlicher, sicher, wo er in der Kenntnis etlicher Aeußerlichkeiten alles zu wissen vermeint. Ein Theater kann nur ein autokratisches Regiment ertragen, ein Regiment, das gar nicht in der Lage ist, irgend eine Verantwortlichkeit einer andern Instanz in die Schuhe zu schieben. Deshalb taugen auch die meisten Hoftheater nichts — wo sie etwas bedeuten, darf man es getrost einer Persönlichkeit zuschreiben, die stark und dabei geschmeidig genug ist, alle Macht und alle Verantwortlichkeit auf sich zu sammeln und, wo es not tut, sie für sich zu erzwingen. Was wird nicht alles jahraus, jahrein über das Theater geschrieben! Weshalb gibt es nicht eine Vereinigung aller Gutmeinenden, um ihm einmal einen Spielplan aufzuzwingen, den nicht der Zufall, die Rechnung auf die Gewöhnlichkeit und das Gebot von Geschäftsagenten machen! Die Gemeinden müßten die Bewilligung zum Betriebe zunächst von der Verpflichtung auf einen so bestimmten Spielplan abhängig machen, wobei einem Direktor etliche Wochen gestattet werden mögen, damit er auch seinem Herzen Luft machen kann. Unzulänglichkeit eines Leiters und seiner Leute würde so auch vom großen Publikum erkannt werden müssen, und die Spreu käme so bald von der Tenne . . . Unsere soziale Lage ist oft genug geschildert worden, und selbst den Damen, die ins Theater gehen, um die modische Toilette einer Schauspielerin zu bewundern, sollte doch nicht mehr unbekannt sein dürfen, wie so oft das schillernde Fähnchen mit der Prostitution eines begabten und schönen Mädchens erkauft werden muß. Schon die Gefahr, daß derart von einer Bühne wahre Schmutzströme ausgehen und in die Familie dringen können, sollte alle Frauen vereinigen, um von einem jeden Direktor zu fordern, daß er bei Beginn einer Spielzeit die Gagen öffentlich mitteile. Wo sie ihnen dann nicht ausreichend erscheinen, wo sie erkennen, daß der Lohn in keinem Verhältnisse zu dem geforderten Aufwande steht, mögen sie die nötige Aufrundung fordern und, wenn sie nicht gewährt wird, das Theater boykottieren. Der Staat sollte zudem ein Inspektorat bestellen, das sich eigens mit den Arbeitsbedingungen der Schauspieler zu befassen hätte. Nicht nur Handarbeiter sind Arbeiter — es gibt Taglöhner auch des Geistes, deren Elend um so trauriger ist, weil es den Schein wahren und sich mit Flitter behängen muß!"

„Du beklagst den Charakter des Theaters als eines geschäftlichen Unternehmens," sann Ulrich. „Wahrscheinlich hat es den zu einem Teile immer besessen und ist immer an dem Zwange gestrandet, aus dem, was ein Fest sein sollte, Gewohnheit machen zu müssen. Aber es trifft allgemein zu, daß in unsern Tagen alle rein geistige Tätigkeit in der Bewertung herabsinkt, während merkantile und industrielle Fähigkeiten in der Schätzung

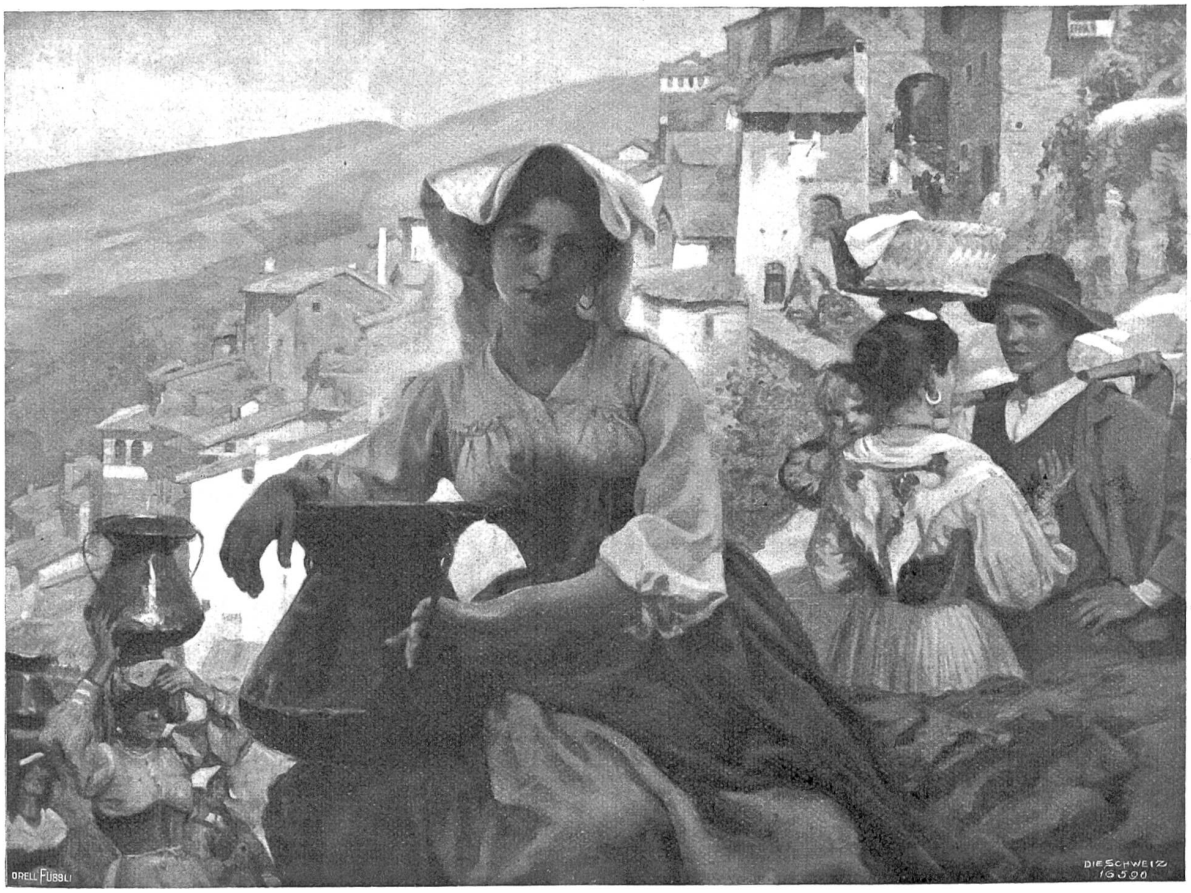
Hans Lendorff, Basel. Candida.

ungehemmt steigen, das heißt die Fähigkeiten, materielle Vorteile herauszuschlagen. Die höchste geistige Tätigkeit stempelt ihren Träger zu einer Figur für satte Witzblätter. Für jene künstlerischen Berufe, die in der Stufenleiter am tiefsten stehen, die reproduzierenden, hat man schon mehr Achtung. Aber ein Dichter wird bei Lebzeiten sogar mißtrauisch von den geistigen Elementen seiner Zeit angesehen. Seine grimmigsten Feinde hat er unter den Dozenten der Literatur — er muß es bitter entgelten, wenn die Toten so einen Mann um seine Jugend gebracht haben. Die Ordnung, wie sie besteht, beruht zudem nicht darauf, die wahrhaft geistige Bedeutung einer Person entscheidend sein zu lassen, sondern einen Zustand gebilligt und erhalten zu sehen, der Schlauheiten und Gewissenlosigkeiten, verbunden mit einer provozierenden Achtung vor dem selber geschaffenen Gesetze, günstig ist. Die Zeitung, wie sie heute maßgebend ist, also Hunderttausenden zum Selbstdenken Unfähigen oder Unerzogenen Maß gibt, verrückt dazu alle wahre Wertung. Man kann den Satz wagen, daß gewisse, von lüsternen, sensationsgierigen, barbarischen Großstädten ausgespieene Blätter um so schlechter sind, je mehr Leser sie finden. Das Reich dieser Presse ist ein Lakaientum des Pöbels. Frech und roh, sucht sie ihre Stärke darin, schmutzige Hemden ans Licht zu halten, und trotz ihrer Phrasen merkt man bei solchen Entblößungen immer wieder, wie es ihre höchste Lust ist, zu künden: Seht, wir Menschen sind ein solches Geschmeiß! Einen Ruhm, der sich auf den gemeinen Geschmack gründet, posaunt sie weiter, nimmt ihn unbesehen für voll, behandelt ihn als wirklichen Wert, und der davon Betroffene kann seiner Lebtag bei seiner Beschränktheit bleiben: alles, was er gibt, wird sofort oder auch schon vorher als bedeutungsvoll gewertet! So ist es eine Gerechtigkeit, daß eine kleine Begabung derart mit sich selber gehetzt wird, während wahre Kunst in ihrer Stille und so unangetastet bleibt. Doch leidet diese dabei an der materiellen Beeinträchtigung. Es ist ein nichtsnutziger Trost, womit die Kanaille heuchlerisch ihren Mord an einem Genie zu rechtfertigen sucht, wenn sie behauptet, daß ein solches sich immer durchringe. Für den feinsten Organismus, die empfindungsreichste Seele gehört auch stille Behaglichkeit. Auch dann bleiben ihr noch Sehnsüchte genug. Was würden ein notleidender Goethe und ein von Liebe und Freude umfriedeter Kleist geschaffen haben? Gerade jenes Volk, das sich als das der Dichter und Denker preist und preisen läßt, bleibt diesen alles schuldig. Es ist sogar roh genug, sie mit behördlicher Approbation dem allgemeinen Almosen auszusetzen. Und wenn einer trotzdem zu leben beginnt, so etwa dreißig Jahre nach seinem Tode, dann beraubt das Gesetz die Familie um die Erträgnisse seiner Arbeit und erklärt sie für herrenloses Gut. Würde man in irgend einem Staatswesen wagen, nur den Gedanken auszusprechen, daß Hinterlassenschaften an Geld und materiellem Gut der Allgemeinheit auszuliefern seien? Man erklärt, Güter geistiger Art seien ihrer Natur nach dazu bestimmt, jedem zugänglich gemacht zu werden. Das sollte aber keinen Staat hindern, dafür eine dauernde Schutzfrist auszusetzen und ein Monopol eines Verlegers nicht dadurch aufzuheben, daß man es ihm kurzerhand entreißt, sondern dadurch, daß nach einer Reihe von Jahrzehnten das Werk der Vervielfältigung, der Aufführung, dem Vortrage und dergleichen zwar freigegeben wird, aber nur gegen einen bestimmten, den Rechtsnachfolgern des Autors zukommenden, nach den Jahren bis zu einem Mindestsatze abzustufenden Prozentsatz am Erträgnisse. Wie heute das Gesetz das geistige Eigentum sichert, kommt sein Schutz vorwiegend den ohnehin durch geschäftliche Tüchtigkeit ausgezeichneten Machern zugute. Ein Künstler, dem dieser Name zukommt — alles Reproduktive fällt dabei außer Betracht — hat sich heute gegen einen heftigeren Widerstand seiner Umwelt zu behaupten, denn je. Erscheint er doch an der Tafel all dieser um des Tagesruhmes und seiner Erträgnisse willen Verketteten als der Geist eines Gemordeten, der ihnen ihre blutigen Sünden verliest. Und um des Störers ihrer Eintracht und ihres Geschäftes willen verfallen sie in Tobsucht. Der Künstler aber wird mit dumpfem Fatalismus seinen Weg gehen, über die Stunden des Zweifels und der Verzweiflung Herr werden und noch auf seine Reife warten müssen, wann die Gefährten seiner Jugend schon die Scheuern gefüllt haben!"

Die Nacht war gekommen. Als eine große, goldene Kugel stieg der Mond hinter den Hügeln auf, und das Zimmer erschien wie von feinen, glimmenden Flören durchwirkt. In altertümlichem Porzellan, das Ulrich noch aus dem zusammengebrochenen Elternhause gerettet hatte, brachte die Wirtin den Tee. Möllenhof erkannte die eigen geformte Tasse, woraus er schon als Knabe getrunken.

„Weißt du noch, Ulrich, wie du mir unter dem Schäferkarren deine ersten Verse gelesen und ich sie vorgetragen habe, bis unsere Hunde den Mond anheulten? Mir ist, ich müsse jetzt wieder etwas hören..."

Der Freund saß über den Schreibtisch gebeugt und las. Und als er geendet, war Möllenhof aufgestanden, hatte einen Sessel vorgeschoben und die Hände auf die Lehne gelegt. Und in dem Dämmer sah Ulrich das Gesicht des Schauspielers, wie es alles Licht einzusaugen und wieder auszustrahlen schien. Um den Mund irrte ein Lächeln wie von einem Ueberwinder, der zweifelt, ob das, was er so bitter erkämpft, wert war, erkämpft zu werden. Und so sprach er Ulrich die Verse nach:



Hans Lendorff, Basel. **Il riposo.**

Das ist dies Leben, neu mit jedem Tag:
Ein wirres Märchen ohne Glück und Ende,
Wo Narrheit jung bei grauen Haaren bleibt
Und Barbarei sich mit Gesetzen gürtet,
Die Hunger züchten und verdorrte Brüste,
Daß Kindlein schrein und Mütter morden müssen
Und Weise weinen —
Wo die Liebe Lug
Und jeder Atem Wut und Sehnsucht ist
Und unser Bestes Traum und früher Tod . . .

Der Nachtwind war aufgegangen und fiel schwer wie ein stöhnender Körper in die Büsche. Ueber einem fernen Berge zitterte ein Leuchten. Und der Schauspieler kündete dem Poeten, wie ihn ein sehnsüchtiges, zartes und doch grausames Verlangen nach den Schmerzen bedränge, die der Dichter in seinen Gestalten als eigenes Leben wandeln läßt. Ein Drang sei es, von den verzerrenden Unterdrückungen der Umwelt frei, in dunkeln Wohlklang gerüstet, allen denen ihr Leid, ihre Schuld und ihre Sehnsucht zu künden, die von geheimen Wunden bluten, und sie zu weisen, daß dieses Blut fürstet. Und Ulrich sprach von seiner Kunst als von dem Bekenntnisse der Seele, wie sie sein möchte, von allen Schlacken rein, erlöst vom Irdischen, an der Pforte zu dem Garten ihrer Sehnsucht, wo sie die Geliebten sieht, die alle Kämpfe bestanden und in der Sphäre ihrer Neigung frei und froh leben.

(Fortsetzung folgt).

Dribeer

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Merz, Chur.

III. Das Jöstlein.

Im Mohren mußte der Rat Ordnung schaffen. Er hatte schon früher vernommen, daß nicht alles zu rühmen sei, was drin vorgehe; aber sie wollten den alten Jost nicht aufschrecken und ihn in Ruhe sterben lassen. Kaum war er aber begraben, meldeten sich drei Ratsherren, ließen sich von Auguste in die Stube weisen und eröffneten, daß der Rat ihr und dem Söhnlein einen Vormund bestellt hätte und sie jetzo alles im Hause genau sehen wollten, um zu wissen, was da sei, um für rechtschaffene Verwaltung und ehrliches Benehmen sorgen zu können. In einem solchen Burgerhaus dürfe nichts Schlechtes und Böses sich verstecken.